Berlin-Hamburg.

Momentbilder aus unseren Tagen.

Von Dr. Karl Egger,

(„Berner Bund".)

Das Auto rasselt über den Lützowplatz und ächzt über die Herkulesbrücke. Fast auf den Tag sind es drei Monate her: am Brückenkopf steht ein Zug Gardejäger, gerade die Gardejäger, deren Uniform Ex-Kaiser Wilhelm an den Kaisermanövern trug, flotte junge Bursche hinter Gewehrpyramiden; sie bewachen den schmalen Zugang zum Reichsmarineamt. Plötzlich kommt ein Radfahrer, er trägt eine rote Kokarde, und flüstert dem Führer eine Parole zu. Eine rasche Bewegung zuckt durch die Reihen; die Soldaten ergreifen ihre Gewehre, und ohne Hast und Ueberstürzung gehen sie einzeln zum Kanal und werfen die Waffen klatschend ins schwarze Wasser. Die gaffende Menge schaut sprachlos zu. Die Maschinengewehre folgen nach, und ein ganz übermütiger Märker lächelt zum steinernen Herkules auf der Brücke empor, der den Löwen würgt und zerschlägt das Gewehr auf der Steinbrüstung, daß Feuer und Funken stieben. Unter dem Jubel der Kinder fliegen die Munitionskistchen in weitem Bogen über die Brücke. Dann stehen die Soldaten, mit den Händen in den Taschen, da, ratlos und auf Befehl wartend. Es kommen keine. — Eine Stunde später saust ein Panzerauto über die Brücke, und durch die hereinbrechende Nacht tönt das Geknatter der Maschinengewehre. Das war der Anfang der Revolution.

Das Auto fährt durch den Tiergarten: auf derselben Straße, auf der vor nicht langer Zeit ein geschlagenes Heer ohne Sang und Klang, mit vergrämten gleichgültigen Gesichtern, zerfetzten Uniformen und struppigen Gäulen, wie ein todwunder Lindwurm durch den Tann kroch. Auf den Handpferden ritt johlend die halbwüchsige Straßenjugend, und neben dem feldgrauen Kanonier auf der Protze saß die Herzallerliebste oder sonst ein Dirnchen. Manch einem Zuschauer stiegen die bitteren Tränen in die Augen.

Das Auto rollt längs des Kronprinzenufers. Friedlich liegen die großen Kähne im gurgelnden Wasser, die Hebekrahnen strecken trostlos ihre eisernen Arme weit in die Luft hinaus, aber die Ketten sind wohl eingerostet, und eine träge Ruhe liegt in der Luft. Freilich, noch ist es nicht lange her, da pfiffen hier die scharfen Kugeln eine aufreizende Melodie; sie kamen von der Plattform des Brandenburgertors und von der goldenen Kuppel des Reichstages, und sie kreuzten sich mit den viel weniger vornehmen Geschossen aus dem Arbeiterviertel jenseits des Wassers.

Jetzt hält das Auto am Lehrterbahnhof. Längst habe ich meinen getreuen Knappen hingeschickt, damit er mir den Platz belege. Mühsam kämpfe ich mich durch. Wo liegt die Zeit des lächelnden Dienstmannes, der Platzkarte, des Speisewagens, des strammen preußischblauen Zugführers, der bequemen geheizten Abteile mit blitzblanken Scheiben, Vorhängen und gehäkelten Ueberzügen über rotsamtene Polster? Das ist ein Land nirgendwo.

Ist es schon der Geist Weimars, der mit demokratischem Hauch altgewohnte Traditionen bricht? Schnippisch lächelnd belehrt mich eine pumphosige Schöne, daß es überhaupt keine erste Klasse gebe, daß die vierte Klasse hinten liege, und bald kann ich mich davon überzeugen, daß auch das letzte Vorrecht von Stand und Geburt ausgelöscht ist. In meinem Abteil sitzen zwei Juden mit fettig glänzenden Gehröcken, eine alte Gouvernante mit einem Papageiengesicht, ein junger Geck, der aufdringlich eine englische Zeitung auseinanderfaltet, zwei Damen undefinierbarer Herkunft, ein ehemaliger Korpsstudent und ein Herr, der sich ganz unsichtbar in seinen wertvollen Pelz eingesponnen hat. Auf dem Gang draußen herrscht ein lustiges Feldlagerleben mit Fluchen, Lachen, Kreischen und Kindergeschrei.

So fährt der Hamburgerzug in den trüben Nachmittag hinaus. Es ist eine düstere Fahrt. Der dicke, graue Nebel kriecht dicht über den Boden und dringt naß und kalt durch die gelockerten Fensterrahmen, und wo sich sein Schleiergewand lüftet, blickt man ins endlose ausgestorbene Land, das in seiner Trostlosigkeit aussieht, als ob auch gütige Sonnenwärme es aus seiner Starrheit niemals mehr zu erlösen vermöchte.

Die Hast der Abreise brachte mich um mein Mittagsmahl. Ich decke mir den Tisch auf: hausgebackenes Brot, einen Rindsjäger und Luganeser Salami, zwei gesotte Eier, warmen Tee mit wirklichem Zucker und Tubenmilch Marke Milchmädchen, „dix heures Lindt" und rotbackige Surgrauch. Ist das ein protziges Frühstück? Nach den gierig schielenden Augen der beiden Juden möchte man es glauben. Die „dix heures Lindt" haben sogar den Pelzmenschen entpuppt. Ich reiche die Schachtel herum und fange besonders von der Gouvernante mit dem Papageiengesicht einen herzenswarmen Dankesblick auf. — Ich bin ihr wohl der Märchenprinz. Ganz eingeschüchtert kaut der junge Geck an seinem trockenen Ende Kaninchenwurst. Er hat die „dix heures Lindt" verschmäht.

Die eintönige Fahrt verkürzt uns ein Matrose, der draußen im Gang auf einer Kiste sitzt, mit meisterhaftem Mundharmonikaspiel. Er ist unermüdlich. Er spielt uns all die bekannten Schlager vom „Dreimädlerhaus" bis zur „Rose von Stambul", dazwischen einen lebhaften Tanz, den er vielleicht heute abend noch in irgendeiner Schenke von St. Pauli tanzt, und dann wieder eine unbekannte träumerische schwere Melodie, die er wohl einst auf seinen Fahrten in fernen Welten erlauschte.

Die Abendzeitungen, die ein flachsbärtiger Bengel auf einer Zwischenstation ausruft, lauten nicht sehr erfreulich, und richtig: auf dem Bahnsteig in Hamburg stehen drohend die Maschinengewehre, und über der Stadt liegt die bange Schwüle des Belagerungszustandes.

Eine bucklige Zwergnase schleppt mir mein Gepäck durch dunkle, enge Gassen.

Im Speisesaal der großen Hotels geht es freilich lebhafter zu, und das Berliner Auge ist an eine solche Lichtfülle gar nicht mehr gewöhnt. Musik, lachende Frauen, fliegende Kellner, Hummer und Sekt, und in einer lauschigen Ecke sitzen drei englische Offiziere und schauen ernst auf die knusperig gebratene Gans, die der Kellner vor ihnen kunstgerecht zerlegt. Das sind die Herren der Lebensmittelkommission. Man belehrt mich, daß sie es mit ihrer Aufgabe doch recht ernst nehmen, daß sie ohne vorherige Ankündigung zu beliebiger Zeit in der Küche des Reichen oder im Dachboden des Armen erscheinen und schauen, was und womit gekocht wird und was für Vorräte vorhanden sind. Der feingeschnittene Senatorenkopf, der mir Gesellschaft leistet, bemerkt, daß Elend, die Not und die Entbehrung seien riesengroß, und er beschreibt mir kummervoll den Niedergang der reichen Stadt und ihre entseelende Erdrosselung durch die furchtbare Blockade.

Der Morgen überraschte mich mit einem Wintermärchen. Im fahlen Licht eines nordischen Wintertages liegt das weite Alsterbassin vor mir: ein einziges glitzerndes Eisfeld. Es ist freilich keine spiegelblanke Fläche, sondern das Wasser ist in wildem Aufruhr zu phantastischen Formen erstarrt, als ob der Revolutionssturm, der kürzlich durch die Stadt gerast, es gleichsam aufgepeitscht hätte. Nur in der Mitte hat der kämpfende Eisbrecher sich eine schmale Fahrrinne gebahnt; sie dient nur den Kohlenkähnen; die Schiffahrt mit den kleinen Dampfern ist stillgelegt; sie liegen im Eise fest, und kein Schaukeln und kein Wellengeplätscher stört ihren Todesschlaf. Es ist ein gewaltiges Schauspiel, wenn der kleine Dampfer mit den schwarzen dickbauchigen Kohlenbarken gegen das Wasser ankämpft. Die mächtigen Eisstücke verwehren ihm trotzig den Weg, aber der scharfe Bug stößt sie beiseite, und klirrend und polternd türmen sie sich zu wilden Haufen und zerschellen mit grellem Getöse. Auch der Alsterpavillon am Jungfernstieg liegt im Banne des Eises; hinter den gefrorenen Scheiben freilich tollt ausgelassen das Leben der Großstadt, aber sein Lärm dringt nicht hinaus in die Stille der Stadt. Sie ist herzbeklemmend, und in diesen Tagen noch trostloser, da die Straßenbahnen und die Hochbahn streiken und jeglicher Verkehr gänzlich lahmgelegt ist.

Ich betrete die schweigenden Kontors, sehe die leeren Musterböden, wo sich sonst die Schätze einer ganzen Welt aufstapelten, ich schlendere nach dem Hafen und gedenke der Zeit, wo man hier den Pulsschlag des Lebens mit einer Mächtigkeit ohnegleichen spürte. In stumpfer Gleichgültigkeit liegen die Kähne da, und sie zerren nicht einmal mutwillig an den rostigen Ankertauen und verlangen hinaus ins Weltmeer, aus den Schornsteinen kräuselt kein Rauch, und die Hafenschenken, wo sonst der schmierige Mongole neben dem Indier mit buntem Turban, der plattnasige Mulatte neben dem sternäugigen Friesen saß, sind verwaist, und die Kinder von heute wissen gar nicht, daß es einmal einen bunten Jahrmarkt von St. Pauli gab, wo sich bei Bier und Branntwein, Tanzen, Jauchzen und Blut die Tollheit aus allen Weltenenden ein Stelldichein gab.

Jetzt hüllt der Winternebel die verlassene Stätte mitleidsvoll ein, und nur in schwachen Umrissen erkennt man den gewaltigen steinernen Bismarck-Roland auf seiner trotzigen Höhe, er stützt sich sinnend auf sein breites Schwert, und um sein mächtiges Haut flattern hungrige Möwen.

Herr H. Heine, Dr. juris, per Adresse Moritz von Embden auf dem Neuen Wall, No. 167 in Hamburg, datierte einen Brief an Moses Moser: „Verdammtes Hamburg, den . . ." und schrieb an Christiani: „Schlechtes Leben hier. Regen und Schnee und zu viel Essen. Und ich sehr verdrießlich. Hamburg ist am Tage eine große Rechenstube und in der Nacht ein großer Freudentempel."

Herr Doktor, heute stimmt beides nicht mehr.

Zunftgeheimnisse.

Von Oskar Blumenthal.

Die Einsicht in den Wortaberglauben, die uns Fritz Mauthner gelehrt hat, darf uns in der peinlichsten Pflege der Sprache nicht einschüchtern. Denn die Arbeit am Wort hat wie die Freude am Rhein zwar schon manchen Gedanken erschlagen, aber auch manchen erzeugt.

*

Der Witz ist oft nur das Inkognito des Zorns.

*

Manche Kritiker nehmen es uns übel, daß wir ihnen nichts übelnehmen. Denn unsere Empfindlichkeit verlangen sie als ihren Tribut.

*

Wenn man in der eigenen Sprache nicht schreiben kann und eine fremde nur oberflächlich kennt, so hat man alle Vorbedingungen erfüllt, um Uebersetzer zu werden.

*

Dies ist die Lebensgeschichte vieler Berühmtheiten: Zuerst macht man sich einen Namen; dann verteidigt man ihn; zuletzt mißbraucht man ihn.

*

Das Wortspiel, ehemals eine gefällige Ergötzung des Scharfsinns, hat nach und nach zu einer Mechanisierung des Witzes geführt.

Der gegenwärtige Weltzustand und die akademische Jugend.

(„Berner Bund".)

Der bekannte Münchner Pädagoge und Philosoph hat in Bern im vollbesetzten Kasinosaale über „den gegenwärtigen Weltzustand und die akademische Jugend" gesprochen. Die akademische Jugend beiderlei Geschlechtes war denn auch in großer Zahl dem Rufe gefolgt; schade aber ist, daß nicht einige Führer der Sozialdemokraten erschienen waren, um aus dem Munde eines deutschen Professors etwas über die Prinzipien der Demokratie zu vernehmen.

Professor Foerster gründete seine Ausführungen auf die persönliche religiöse Erfahrung; er führte über den gegenwärtigen Weltzustand und die kommende Neuordnung ungefähr folgendes aus: Der Geistesarbeiter ist berufen, die Katastrophe des Weltkrieges zu durchdenken und daraus die notwendigen Schlußfolgerungen zu ziehen. Wir müssen, wie stets die Menschen es in Zeiten des Gerichtes zu tun gezwungen waren, auch heute wieder die richtige Stellung zu der unsichtbaren Welt zu gewinnen trachten. Und wenn wir in dieser schweren Zeit suchen, dann werden wir erkennen, daß sich Gott nicht etwa abgewandt hat, wie es immer wieder heißt, im Gegenteil, er ist uns in diesen Stunden näher. Aber es gilt, aus den Höhen der Selbstsicherheit der modernen Zivilisation herunterzusteigen in die Tiefen der Selbsterkenntnis. Der Weltkrieg ist nur der erste Akt eines weit größern Dramas gewesen; er war der krasse Ausdruck eines ererbten Roheitszustandes, der viel tiefer sitzt. Darum kann sich auch das Volk nicht schlechthin mit der pazifistischen Lösung des Konfliktes zufriedengeben, sondern schreitet weiter zu der Forderung, daß der Herrengeist überhaupt aus der Welt herausgerissen werde. Es lebt der Geist der Auflehnung gegen die ganze bisherige Kultur in den Massen des Volkes.

In welche Bahnen muß diese Bewegung geleitet werden? Wenn wir zurückdenken an die ersten Zeiten des Christentums, dann erfahren wir, daß die Mühseligsten, die Beladensten den Druck, der auf ihnen lastet, nicht durch einen neuen Spartakusaufstand hinwegzurücken suchten, sondern dadurch, daß sie die Botschaft von der Liebe aufnahmen und auf jede Gewalt Verzicht leisteten. Wenn wir unsere heutige sozialistische Bewegung betrachten, so werden wir inne, daß sie von materiellen Grundlagen, von der Gewalt ausgeht. Sie enthält viele gute Formen, aber sie ist zu kahl, um den Notwendigkeiten zu genügen. Wir brauchen heute mehr als bloßen äußerlichen Sozialismus, als bloße Vergesellschaftung. Nur sittliche Mächte aus Tiefe, nur hellsichtige Liebe kann das Problem lösen. Das Heil der Seele, die Reinigung der eigenen Person von den Mächten, die die Gesellschaft zerstören, muß wieder in den Mittelpunkt gerückt werden. Wir sind aber dazu noch völlig unvorbereitet; der dumpfe Zorn der Massen läßt sich gewissermaßen aus der Einsicht in diesen Zustand erklären. Der Weltkrieg hat uns deutlich die wahren Beziehungen von Mensch zu Mensch im bisherigen Weltzustande geoffenbart. Die Menschheit ist wohl nach einem großen Organisationsprinzip zusammengefaßt; was aber fehlte, das war die innerliche Verbindung zwischen den Menschen, und was aus diesem Mangel sich ergab, das war die Vereinsamung des Einzelnen und der allgemeine Vernichtungskampf innerhalb der Gesellschaft. Die biblische Geschichte vom Turmbau zu Babel ist das erschütternde Bild der modernen Menschheits- und Völkertragik. Der Neid, die Mißgunst war in allem, was wir taten, lebendig, selbst in den charitativen Werken. Das Licht muß wieder in die Finsternis leuchten, Christus mit seiner Liebe in den Mittelpunkt treten. Rückkehr zu Christus ist Rückkehr zum Leben. Wenn wir dieses höchste Prinzip erkennen, dann werden wir auch erfahren, wie unzulänglich und unzureichend alle natürliche Sozialisierung ist.

Unrecht kann nicht mit Unrecht gutgemacht werden. Wir können nicht gegen die Gewalt ankämpfen, solange wir selbst darin befangen sind. Selbstbehauptung war stets unser erstes und letztes Wort; sie aber ist es, die uns gerade stumpf macht. Erst wenn wir über uns hinaussehen, können wir unsern Vorteil erkennen und erst das sichert uns die Selbstsicherheit, daß wir uns der andern annehmen, Sympathie statt Haß erzeugen. Der Völkerbund wird ein Wahn bleiben, wenn nicht diese innere Umwandlung sich vollzieht.

Ein Irrtum der Realpolitik war es, daß Christus stets nur als das Licht des Privatlebens und nicht der Welt hingestellt wurde. Was für das Einzelleben gilt, das gilt noch vielmehr auch für das Kollektivleben. Die Selbstbestimmung an sich, die heute zum Schlagwort geworden ist, darf nicht das höchste sein; nicht darauf kommt es an, daß wir uns selbst bestimmen, sondern wozu wir uns selbst bestimmen. „Einer trage des andern Last", dies ist unendlich viel wichtiger. Der Ton der Menschlichkeit soll überall durchklingen. Wenn Deutschland Menschlichkeit verlangt, so muß es auch über seine Grenzen hinaus Menschlichkeit aufbringen und geben.

Im Christentum ist das Prinzip in allen seinen Konsequenzen durchgeführt, daß Gewalt nirgends mit Gewalt überwunden werden kann. Der demokratische Gedanke bedeutet eine Abkehr von der Gewalt. Die Idee des Klassenkampfes ist unvereinbar mit Sozialismus und Demokratie; sie ist ein Hohn auf die Liebe; solange diese Idee gepredigt, solange der Machtgedanke in den Vordergrund gestellt wird, sind wir noch weit entfernt von den tiefsten sozialen Empfindungen. Alle Forderungen, die erhoben werden, müssen geleitet sein von dem Prinzip der Ein- und Unterordnung von Klasseninteressen. Gerade akademische Sozialisten sollten sich hüten, nur Kampfschemata aufzustellen; das Volk will schließlich etwas anderes, höhere hören, als nur das Echo seiner Erbitterung. Der Akademiker sollte vielmehr nach angelsächsischem Muster das Verständnis für die praktische soziale Arbeit lernen, indem er mit den Arbeitern zusammenlebt. Der Mensch, der einmal die Armut gesehen hat, kann sie nicht vergessen.

Die wichtigste Sozialreformarbeit besteht darin, daß wir uns selbst reinigen von dem Geiste, der zum Weltkriege geführt hat. Die Liebe muß die treibende Kraft werden; von ihr müssen die Methoden des sozialen Wirkens durchleuchtet sein. Ohne Glauben an Kreuz, Selbstüberwindung und Selbstverleugnung aber wird nie eine Bruderschaft entstehen.

Der Vortrag wurde von der Zuhörerschaft mit großem Beifall aufgenommen. Es mag Zuhörer gegeben haben, die nicht auf ihre Rechnung gekommen sind, die glaubten, der Vertreter der bayrischen Republik in der Schweiz, über das angesagte Thema in subjektiverer, „weltlicherer" Weise sprechen zu hören. Ihre Enttäuschung soll reichlich aufgewogen sein durch die Wärme und den tiefen Ernst, die in den Ausführungen Professor Foersters lagen. Der Beifall aber galt sicherlich dem unentwegten, auch im schwersten Kampfe seinen Grundsätzen treugebliebenen Streiter gegen den Imperialismus in jeder Form, dem Verfechter der sittlich begründeten demokratischen Idee.

Von Prof. Fr. W. Foerster.

Frühlingserwachen.

Eine Plauderei von Dr. E. Bade.

Schon hatte der kommende Lenz seine ersten Vorboten in das Land geschickt, das Schneeglöckchen hatte ihn eingeläutet, der Krokus, um ihn zu empfangen, seine blauen und weißen Trichterblüten auf den Gartenbeeten ausgebreitet, die Saalweide öffnete schon ihre silbergrauen Kätzchen, trieb ihre goldgelben Staubbeutel hervor, lockte dadurch das geschäftige Völkchen der Bienen herbei, die diese sonnigen Tage zum ersten Ausflug benutzten, um frischen Blumenstaub zusammeln und dann setzte wieder, wie gewöhnlich, der Winter ein. All dieser Vorfrühling wurde mit Schnee bedeckt und der steife Nordwind ließ die Flocken in bunten Wirbeln vom grauen Himmel tanzen. Aber das ist nun alles schon wieder vergessen. Ein milder Wind weht über die Fluren, die Baumknospen schwellen in jeder Nacht ein Stückchen und schon gucken hier und dort die grünen Zipfelchen aus dem umhüllenden braunen Mantel.

Aus den Teichen und Weihen schallt das schrille Pfeifen der kleinen „Peeper". Es sind dies kleine Baumfrösche, nicht größer wie ein Zoll lang, und für die winzigen Kerlchen ist die Stimme fast zu laut. Wenn man sie abends mit Laternenlicht an ihren Wohnplätzen aufsucht, sieht man sie an den Stauden der Wasserpflanzen sitzen. Mächtig dehnt sich beim Schreien die dunkle Kehlhaut der Männchen, gleich einem ungeheuren Kropf vor, mit Luft gefüllt, bis zum Zerreißen angespannt, erreicht die Vorwölbung fast die halbe Körpergröße der braunen Fröschchen und wenn die schrillen Pfeiftöne ausgestoßen werden, zuckt der ganze Körper der erregten, liebetollen Gesellen. Sie pfiffen ihren Frühlingsfang schon im März, aber die einsetzende kalte Welle schloß den Schreiern wieder den Mund.

Seltsam eigenartig, fast gespenstisch, wirkt die Stimmung der windbewegten Nächte draußen am Wasser. Die wankenden Schatten der noch kahlen Bäume hier, das Raunen und Flüstern der dürren Blätter am Boden, die der Wind vor sich herreibt, schaffen eine Unrast, die einem förmlich den Frieden der Natur raubt. Mutter-Natur liegt noch halb schlafirunken in jenem Dämmerzustand, der die Zwischenstufe bildet von der Schlafstarre zum erwachenden Ichbewußtsein. Man fühlt überall Vorbereitungen wie zu einem Fest, es geht wie ein Ahnen durch die ganze Natur, es kommt einem so wundersam neu alles vor. —

Ueber der Wiese, zwischen deren fahlen Braungelb die ersten grünen Spitzen der Gräser sich zeigen, spielen schon vereinzelte Schmetterlinge, Frühlingsboten, als welche sie angesehen werden, sind sie zwar nicht, die Herbstsonne hat sie aus der Puppenhülle gelockt und als dann der Winter einsetzte, verkrochen sie sich an geschützte Stellen und überdauerten hier den Winter mit seiner Kälte in fast erstarrtem Zustande. Jetzt suchen sie die Birken-, Ahornbäume, Eichen und andere auf, die Rindenverletzungen haben, da aus diesen Verwundungen der steigende Saft ausquillt, den die hungrigen Tierchen mit ihrem Rollrüssel auflecken. Wenn später dieser Saft durch Pilze in Gährung kommt, die Natur also hier eine Wirtschaft mit Freiausschank eröffnet, so ziehen solchen Plätzen alle erwachten Insekten zu, schlecken und lecken von dem süßen Saft und fallen berauscht auf den Moosrasen, wo sie in ihren Rausch ausschlafen.

Hochzeitsgedanken haben nun auch die Sperlinge, und die alten und jungen Hähne geraten sich wegen der Weiblichkeit in die Federn. Bei ihnen steht die Verträglichkeit im umgekehrten Verhältnis zur Witterung: Je bitterer im Winter die Kälte ist, je schärfer der Wind pfeift, desto einträchtiger halten sie zusammen, nächtigen vereint in warmen Feuereffen und sehen wie die Schlotfeger aus. Die gemeinsame Not führt sie zusammen; sie ist auch hier ein gutes Mittel, dem übermütigen Individualismus, der sich sonst gewaltig in ihnen regt, einen gehörigen Dämpfer aufzusetzen.

Wenn man es nicht mit den Augen sähe, die Vogelstimmen täten es einem kund, daß der Frühling nahe ist. Die Stare, die schwarzen Gesellen aus der alten Heimat, gebaben sich ganz so, als ob es schon Frühling wäre. Ueber ein halbes Dutzend sitzen dort oben in den abgestorbenen Zweigen des alten Eßkastanien-Baumes. Welche Fülle wunderlicher, eigentlich so ganz unmöglicher Töne sie aus sich herausquetschen und dabei schlagen sie mit den Flügeln noch den Takt zu ihrer wunderlichen Melodie. Mit voller Kraft geben die Vögel ihr melodisches „Ho-ho!" Aus tiefer Brust schwingt sich der jauchzende Pfiff bis zur höchsten Oktave und dazwischen sprudelt dann all das polternde, rollende, schleifende, surrende, summende Quietschen und Kreischen, all die flötenden und die Mißtöne wie ein wilder Reigen durcheinander. Jeder der schwarzen Gesellen hat sein eigenes Geplauder — Gesang oder Lied kann man es nicht gut nennen — jeder einzelne ist eine stimmliche Individualität. Die holde Weiblichkeit singt übrigens bei den Staren mit und ist ebenso geschwätzig, wenn auch weniger laut als die Männchen.

Gleich nach dem kaum verblühten Krokus hat sich auch der Robin, die Wanderdrossel, eingestellt und trägt ihren recht einförmigen Gesang bis zum Ueberdruß in den Morgenstunden vor. Schön in dem bunten farbigen Federkleide sind die Männchen jetzt. Das tief schwarze Kopfgefieder und die leuchtend rotbraune Brust mit dem folgenden Weiß lassen den Schreier auch ohne seine Stimme nicht übersehen.

Vom Eichenast flötete heute zum ersten male die Walddrossel bis in die Dämmerung ihr herzbewegliches, ergreifendes Jubellied. Tief und kräftig klingt es, hell lachend hebt sich warm das Silbergetön und Gezwitscher der höheren Strophen von dem Grundton des Schlages ab. In diesem Hohenlied des Drosselschlages kommt das Entzücken über das Neuerwachen der Natur in rührender Weise zum Ausdruck.

Der Specht ruft sein „Pü, hü, hü, hü, hü" durch die Lüfte und trommelt sein Frühlingslied auf dem trockenen Aste. Wenn er sich aber die Schindeln des Hausdaches zu dieser Liebestrommelei aussucht und in aller Herrgottsfrühe mit seinem Trommelkonzert beginnt, kann man sich wohl bessere Ausbrüche der Frühlingsfreude denken. Bei dem Trommeln hämmert der Vogel auf dem trockenen Ast oder der Dachschindel, sodaß diese in Schwingungen kommt, dann hält er die Schnabelspitze auf das vibrierende Holz, wodurch der surrende, trommelnde Ton hervorgebracht wird, der weit durch die Natur schallt. — — —

Schüchtern schieben die Laubhölzer ihre Knospen hervor. Nur wie ein zarter Schleier liegt ein duftig grüner Ton über Baum und Strauch, dazwischen leuchten die dicht gedrängt stehenden Blüten der Ahornbäume, als ob Flammen über das lichte Zweigwerk dahin laufen. Unten am Boden zeigt sich der "Indian Turnip" und entfaltet seine tütenförmige Blüte. Farbenprächtig ist sie gerade nicht, sie zeigt so ein Gemisch zwischen Grün und Braun und wirkt mehr abstoßend, als anziehend. Viele glauben ganz unberechtigter Weise, die Pflanze sei giftig und gehen ihr weit aus dem Wege. Wo die Lage recht geschützt ist, die rauhen Winde nicht ankommen können, die Frühlingssonne aber den Boden gut durchwärmen kann, da haben auch schon andere Frühlingsblumen ihre holden Gesichter geöffnet. Weiß leuchten hier die Blütensterne der "Spring Beauty" hervor, die sich an schlanken Blütenstielen zu zwei und drei schaukeln. Auch "Wake-Robin" oder "Birthroot" hat hier seine Blüten schon geöffnet. Es ist ein eigentümliches Lilienblümchen, bei dem die inneren Perigonblätter viel größer sind als die äußeren, und so eine scheinbar dreiblättrige Blume bilden. Wie schön sich ihre Bestände im Waldhumus ausnehmen! Dicht dabei stehen auch die niedlichen Leberblümchen. Sie passen so recht in den sprossenden Laubwald, wo ihr voller Busch der dreilappigen Blätter auch nach dem Abwelken der weißen oder blauen Blumen eine Zierde bildet. Auch der wilde Ginger wird jetzt bald blühen, geradezu üppig bedeckt die Pflanze an dieser Stelle den Boden. Aber die Blüte fällt nicht auf, sie ist ein unscheinbares bräunliches Glockengebilde und steht dort, wo der wollige Blattfilz den Boden verläßt.

Allzu leicht ist es den ersten Frühlingsblumen nicht gemacht, den Kampf um das Dasein aufnehmen zu können. Es ist wunderbar, wie diese, ihrem Aeußeren nach so überaus zarte Pflänzchen den Kampf mit der oft noch so kalten und launischen Frühjahrswitterung ausfechten und wie die scheinbar so hinfälligen, so empfindlichen Blüten aus dem kahlen unwirtlichen Boden hervorbrechen und sich trotzig zu behaupten wissen, wenn sie mit rauher Hand der Nordwind schüttelt. Vorsichtig in der Auswahl ihres Standplatzes sind alle diese Frühlingsblüher, sie siedeln sich an den freiliegenden sonniggelegenen grasigen Hängen an oder in dem Astbereich der Bäume. Immer aber wagen sie sich alle nicht weit über den Boden hervor, bescheiden ducken sie sich am Boden, wo sie seiner Wärme am nächsten sind, so das herzige Veilchen, während die Anemonen oder Buschwindröschen einige der wenige sind, die eine relativ große Stengelhöhe erreichen.

Aber es ist alles noch Vorfrühling, was diese kleinen Kinder Floras erzählen, der eigentliche Frühling, die wirkliche Frühlingszeit ist erst dann, wenn die Obstbäume im Blütenschmuck prangen, als seien sie vom Winterschnee bedeckt. Einem Blumenparadiese gleicht dann der Obstgarten und niemand, der diesen Frühlingszauber schaut, kann sich der heiligen Gewalt des Neuerblühens, die auf ewigen Fittigen den Lenz über das Land führt, entziehen. —

Dort in der Dämmerung fliegt auch die erste Fledermaus in den linden Frühlingsabend hinaus, segelt im flatternden Fluge durch das lichte Zweigwerk der Bäume und zieht auf gezackter Schwinge in den linden Frühlingsabend hinaus. —

Die Frauen bekümmern sich nicht um die klassische Literatur, weil sie von den Alten nichts wissen wollen.

Vom niederdeutschen Drama.

Am Anfang des neuen niederdeutschen Dramas steht der Name Stavenhagens, der ein Programm bedeutet. Nur wenige folgten aber seinem Beispiel; denn die Widerstände der bestehenden Bühne, die Gleichgültigkeit des Publikums waren zu groß. Auch heute fehlt uns noch immer das so ersehnte „Niederdeutsche Theater". In Hamburg und Schleswig-Holstein ist man allerdings in den letzten Jahren eifrig an der schöpferischen Arbeit. An der Spitze aller Bestrebungen steht ohne Zweifel die „Gesellschaft für dramatische Kunst", die unter Leitung des unermüdlichen Dr. Richard Ohnsorg am Hamburger Thalia-theater „Niederdeutsche Abende" eingerichtet hat und künstlerisch hochstehende niederdeutsche Bühnenwerke zur Uraufführung bringt. Auch außerhalb der Hansestadt hat Ohnsorg, der treffliche „Speelbaas", an vielen Orten so erprobte Stücke einem weiteren Publikum bekannt gemacht. Ebenso ist die „Plattdeutsche Volksgilde" in Lübeck am Werke. Da man das niederdeutsche Bühnenstück in plattdeutscher Sprache pflegt, hat man dem Wirkungskreis von vornherein enge Grenzen gezogen. Die Schauspieler des Hamburger Schillertheaters haben aber noch kürzlich bewiesen, daß norddeutsche Bühnen wohl imstande sind, das sprachliche Problem zu meistern.

Bis vor zehn Jahren kam man durchweg über ein mehr oder weniger gutes humoristisches Vereinsstück nicht hinaus. In dem leider gefallenen Gorch Fock sah man mit Recht auch eine Hoffnung der niederdeutschen Dramatik. Seinen Einakter „Doggerbank" und „Cili Cohrs" ließen uns aufhorchen. Fast gleichzeitig trat der Westfale Karl Wagenfeld mit seinem dramatischen Schaffen an die Oeffentlichkeit. Nach zwei kleineren Versuchen schrieb er die Bauerntragödie „Hatt giegen hatt" (Hart gegen hart). Es ist zwar Verheißung, auf die Erfüllung müssen wir aber noch warten.

Als aber 1918 Hermann Boßdorf mit seinem Mysterium „De Fährkrog" — er nennt es bescheiden „Glitnis" — herauskam, stand das Urteil fest: Das ist der größte niederdeutsche Dramatiker unserer Tage. Er ist am 29. 10. 1877 in einem Dörfchen des hohen Fläming geboren und kam schon in früher Jugend nach Hamburg, wo er es in der Postlaufbahn bis zum Ober-Telegraphenassistenten brachte. Infolge zu großer Nachtarbeit brach er jedoch im Kriege zusammen und lebt jetzt im Ruhestand.

Sein neues Trauerspiel „Bahnmeester Dod" erlebte vor kurzem seine Uraufführung. Beide Bühnenwerke ähneln sich im formalen Aufbau, dabei aber jedes Schema vermeidend. Mit den geringsten technischen Mitteln wird im einfachsten, niemals wechselnden Rahmen, von nur 4—5 Personen, ein Stück Menschenleben vorgespielt, das uns fesselt, erschüttert. Die fein bearbeiteten Charaktere sind dem niederdeutschen Boden entwachsen, herber Erdgeruch haftet ihnen an. Sie können keine andere Sprache sprechen als ihr wurzelechtes, kerniges Plattdeutsch. Wenn alles manchmal zu sehr ins Rembrandtsche Halbdunkel, ins Grausige gleitet, blitzen, flüchtigen Sonnenstrahlen gleich, urwüchsige Witzworte durch den spröden Dialog. Wunderbar sind seine Ideen, die sich in diesen Schöpfungen ein Gewand schufen. Im „Fährkrog" macht ein „Vorspruch" auch den einfachsten Zuschauer darauf aufmerksam. Trunk und Spiel (Kröger), Sinnlichkeit (Krögersch), Fährknecht (Tod) wollen den vom Sturm im Fährhause festgehaltenen Bauernsohn um sein Geld bringen. Jedoch ein scheues, zartes, keusches Mädchen (des Menschen Seele) warnt ihn. Er gewinnt ihre Liebe und nimmt sie mit hinüber in die neue Welt. Diese Gedanken, anknüpfend an mittelalterliche Spiele, treten aber nirgends der Handlung hemmend in den Weg. — Im „Bahnmeester Dod" erwacht in einem primitiven Menschen die Eifersucht und läßt ihn einen Mord begehen. Das hübsche, schwache, sinnliche Weib — eine Strindbergfigur — sündigt aber trotzdem weiter. Familienszenen voll grausamer Wirklichkeit spielen sich vor uns ab. Das Butterweib (böses Prinzip), eine wundervolle, belebende Figur, hetzt und kuppelt weiter; vergeblich versucht der gerade, ehrliche Holzvogt (gutes Prinzip) zu mildern, versöhnen, heilen, helfen. In einer Stunde gesteigerter seelischer Angst verrät der Bahnwärter den Spukgestalten, in denen Leben und Tod wunderbar zusammenfließen, hetzen und quälen, dem lauernden, selbstsüchtigen Weibe sein Geheimnis und wirft sich dann verzweifelt vor den D-Zug.

Boßdorf arbeitet an neuen Plänen. Eine Berliner Bühne wird vielleicht sein erstes hochdeutsches Drama bringen. „De Fährkrog" ist bereits als Buch erschienen, „Bahnmeester Dod" im Druck. Der auf niederdeutschem Gebiet arbeitende Verlag Richard Hermes, Hamburg, nahm beide Stücke in die beachtenswerte Sammlung „Niederdeutsche Bücherei" auf, in der früher schon Karl Wagenfeld erschien.

Doppelsinnig.

„Wie haben Sie denn Ihre Braut kennen gelernt?"

„Wir fuhren im Automobil zusammen!"

„In demselben oder in verschiedenen?"

Alle Gesellschaftsspiele, welche von jungen Mädchen mit jungen Herren gespielt werden, sind „Paar oder Unpaar".

*

Mit einer Frau nur brieflich verkehren, heißt eine gute Cigarre aus der Spitze rauchen.

*

„Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust, die eine will sich von der andern trennen." Sie scheinen verheiratet.

*

Das Weib ist entweder ein Buch mit sieben Siegeln, oder eine Korrespondenzkarte.

*

Es wird von keinem Jäger mehr geflunkert, als vom Mädchenjäger.